Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 12

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In Anpassung und Ergänzung an bessere Ausbildung und bessere Bewaffnung soll die neue Truppenordnung helfen, unsere Armee rascher operationsbereit und schlagkräftiger zu gestalten. Weitere Punkte in der Reorganisation unseres Wehrwesens, die noch der Lösung bedürfen, sind eine Reorganisation der Militärverwaltung, die Schaffung einer Armeeleitung im Frieden und die Neuordnung des militärischen Vorunterrichtes. Über all diesen Fragen der Ausbildung, Ausrüstung und Organisation dürfen wir nicht vergessen, daß uns vor allem ein wehrhafter Geist der Hingabe und treuen Pflichterfüllung des letzten Soldaten, Luftschutzsamariters und Munitionsarbeiters nottut. Solchen Geist zu heben und zu pflegen, muß unsere vornehmste Aufgabe sein.

Gottfried Zeugin.

Kultur- und Zeitfragen

Pro quinta lingua naziunala.

Nicht als ob es den Rhätoromanen wie auch den Tessinern zu mißgönnen wäre, wenn für ihre Sprache und Kultur etwas Besonderes von Amts wegen geschieht. Insbesondere den ersteren muß man wohl, wenn sie sich nun wirklich aufraffen, ein wenig helfen; — es ist entschieden ein achtbares Vorhaben, eine derart in Verfall geratene Sprachgemeinschaft wieder zu Selbstbehauptung, Opfersinn und fruchtbarer Entfaltung bringen zu wollen. Und wem ist diese herbe Sprache, die so zu den herben Formen ihrer Heimat zu passen scheint, nicht mit dem Erlebnis dieser Landschaft eine unverlierbare Einheit geworden? Dabei liegt das politische Interesse der Schweiz an dieser Wiederbelebung ja auf der Hand. Ähnlich ist es mit dem Tessin — obschon man allerdings nicht so naiv sein sollte, zu tun, als ob wirklich der „große Freund der Schweiz" südlich der Alpen nur an der durch kein noch so geringes fremdes Element getrübten Auslebung der italienischen Kultur im Tessin Interesse hätte und sich, sobald diese gesichert schiene, befriedigt zurückziehen werde. Außerdem ist hier natürlich auch die Gefahr, daß man durch zur Schau Tragen allzu angstvoller Beflissenheit einen wertvollen Volksteil verdirbt. Wenn ein solcher von zwei Seiten mit großem Eifer umworben wird, so kann das allmählich bei einigen seiner Führer die Kunst ausbilden, beide zur Erzielung eines Höchstmaßes von Vorteilen gegeneinander auszuspielen — was natürlich mit der Zeit jede lebendige Verpflichtung und jedes Gefühl absoluter Bindung zerstört. Überhaupt wäre es fruchtbar, bei solchen Kulturaktionen die politischen Teilmotive, deren Teilberechtigung unbestreitbar ist, nicht überwuchern zu lassen. Es könnte sonst dahin kommen, daß jemand sich nur darauf verlegen müßte, rhätoromanische oder tessinische Heimat-„Gedichte" zu schreiben, um seine Staatsrente bis ans Lebensende in der Tasche zu haben. Aber das alles soll natürlich nicht die Freude an der Pflege wertvollen Volkstums verderben, zu einer Zeit, wo sonst fast überall die Minderheiten nach Kräften drangsaliert werden.

Das weniger Erfreuliche an der ganzen Sache ist nur, daß man den Eindruck nicht recht los wird, weite Kreise der deutschen Schweiz gäben sich nur darum diesen Bemühungen so selbstlos hin, weil sie sich in ihrer eigenen Kultur und Kulturproblematik höchst unsicher und unwohl fühlen. Heute steht in der Schweiz alles unter dem Zeichen der geistigen Landesverteidigung. In Italien und in Deutschland sind fascistische Regierungen am Ruder, die neben einer allgemeinen außenpolitischen Regsamkeit, welche den Nachbarn nicht ganz geheuer ist, auch stellenweise ein nicht überall gern gesehenes Interesse für ihre Sprachgenossen in der Schweiz gezeigt haben. (Dabei ist es unleugbar, daß Letzteres in Italien

wesentlich systematischer, akuter, folgerungswilliger und offiziöser ist als in Deutschland.) Diese grundsätzlich gleiche Lage erfordert nun diesseits der Grenzen zwei ganz verschiedene Verhaltungsweisen: in der italienischen Schweiz eifersüchtige Pflege, Ausbildung und Reinhaltung der Italianität, in der deutschen Schweiz Abbau des Deutschtums, Herabsetzung und Bastardierung der deutschen Sprache. Die Sicherheit der Schweiz erfordert dies Verhalten der deutschen Schweiz; denn wenn hier ein gutes Hochdeutsch in Ehren stände, so käme damit die eidgenössische Gesinnung selbst ins Wanken, das Alldeutschtum und der Nationalsozialismus schössen ins Kraut, und Hitler brauchte schließlich nur noch einzustreichen.

Die Tragikomik solcher Ideen wird noch dadurch gesteigert, daß ja, um bis zum Überdruß Gesagtes zu wiederholen, die Pflege der Mundart bei der ganzen Angelegenheit außer Frage ist. Längst haben alle besonnenen Kreise erkannt, daß es hier keineswegs heißen kann: Entweder-Oder, sondern allein: Sowohl-Alsauch. Sonst könnte leicht eines Tages ein Weder-Noch herauskommen. Denn nichts richtet die Mundart sicherer zugrunde, als sie mit Gewalt auf Geistesgebiete auszudehnen, für die sie nicht geschaffen und nicht gedacht ist. Aber was kümmert das die deutschschweizerischen Bluboapostel? Was interessieren sie Geistesgebiete, die über Variétéschnurren, Jodeln, Handorgelspiel und Käsereklamen hinausgehen — an sich gewiß unverächtliche Betätigungen, die aber doch nicht für alle den Umfang des Geisteslebens hinlänglich abstecken.

Da die Theorie der Bekämpfung des Hochdeutschen trotz allen entgegenkommenden Stimmungsmomenten dornig bleibt, so widmet man sich inzwischen einer Propaganda der Tat; und hier hat man mit blinder Gefolgschaft weiter Kreise zu rechnen. Ist es im Grunde nicht erstaunlich, daß in einer so kultivierten Stadt wie Zürich, wo (einerseits von gewissen französischen Einfuhrwaren abgesehen, andererseits abgerechnet einen bestimmten ureingeborenen Hang zu snobistischem Radikalismus) geschmackloses Kunstgewerbe keine Aussicht auf Absatz hat, wo man an Musikdarbietungen höchste Maßstäbe legt und wo das Plakatwesen in großer künstlerischer Blüte steht (wenigstens bis auf die letzte Zeit — um nur diese drei Beispiele herauszulösen) — daß in einer solchen Stadt Ladenaufschriften wie „Bierhalle du Théâtre", „Gran Bodega zur Treu", „Zum billigen Modes", „Die rassige Surfin-Schokolade" unauffällig bleiben und in offenbarem Einklang mit dem Volksempfinden stehen? Ist diesem das Hochdeutsche, eine der erlauchtesten Sprachen der Geschichte, der letzte Gegenstand, an dem man Geschmack betätigen könnte? In vornehmeren Ankündigungen sind neuerdings auch Zusammenfügungen von Mundart mit englischen oder französischen oder am besten beider Art Brocken ungemein beliebt: das Heimelige und das Elegante in inniger Gemeinschaft. Bekannt ist die Leidenschaft, in welcher bestimmte Kreise auch durchaus geschmackvolle und taugliche Verdeutschungen mit einem wahren Winkelriedsbewußtsein zurückzudrängen suchen. Den anderen Sprachen billigt man das Recht auf Selbstreinigung zu; betreffs der deutschen gibt zum Beispiel die „Nationalzeitung" in ihrem sonst oft recht witzigen „Kulturspiegel" unbesehen auch jeden Versuch dazu als schlechten Scherz politischer Fanatiker, der keines Kommentars bedarf, dem öffentlichen Gespött preis. Alle diese Kreise haben in der Erhitzung gar nicht bemerkt, daß sie allgemach ein wenig hinter der Zeit zurückgeblieben sind. Sie haben übersehen, daß heute ein kultivierter deutscher Prosastil ganz weitgehend frei von Fremdwörtern ist, was sich bereits bis in die gewählter stilisierten Inserate bemerkbar macht. Die deutsche Kunstprosa der letzten Zeiten zeigt sich höchst beflissen, Fremdwörter, die in gehobener Rede kulturlos wirken, zwar nicht durch das grobe Ungefähr schnellfertiger Schulmeistereien, aber durch dichterisch emporgelockte Wurzeltriebe der lebendigen Sprache zu ersetzen. Übrigens kann in diesem Zusammenhang bemerkt werden, daß man sich gerade durch ein gepflegtes reines Deutsch höchst wirksam von bestimmten politisch recht wichtigen Kreisen des nördlichen Nachbarlandes verabständet.

Aber auch die theoretische Auseinandersetzung kann schließlich und endlich nicht umgangen werden. Es muß einmal klargestellt sein, daß der Deutschschweizer, der die hochdeutsche Sprache herunterzieht und entwurzeln will, gegen die eigene Sprache wütet. Will er das nicht wahr haben, so gilt es eine der zwei anderen möglichen Folgerungen zu ziehen: entweder auf alle geistigen Bezirke entschlossen und folgerichtig zu verzichten, zu welchen die Mundart eben keinen Zugang gewährt und es nie tun wird — oder aber zum Französischen überzugehen, und zwar ganz, ohne Mundart. Denn aus der Zusammensetzung Deutsche Mundart-Französische Hochsprache kommt kein wirkliches Kulturleben, dafür vergleiche man nur die Zustände im Elsaß. Das was aber unmöglich heißen muß, ist, voll Ressentiment in der Mitte stehen zu bleiben und unaufhörlich das zu tun, was man verleugnet, und zu verleugnen, was man tut. Denn das führt unbedingt zu geistig-moralischem Niedergang. Es ist zuzugeben, daß die nötige Folgerichtigkeit hier durch den Umschwung im Reich und die, milde gesagt, täppischen Versuche gänzlich Unberufener erschwert wird, den Deutschschweizern auf Grund der Sprachgemeinschaft politische Locktöne zuzuflöten. Aber schließlich ist die Denkzumutung nicht ungeheuerlich, hier die zwei im Spiel befindlichen Dinge sauber auseinanderzuhalten. Gerade wenn der Deutschschweizer die deutsche Sprache und Geisteskultur, vorbehaltlich aller wesentlichen Abweichungen durch eigene Gesellschaftsstruktur und Geschichte, eigene Staatlichkeit und Staatsidee, dennoch an einem unausweichlichen Punkt als die seine erklärt — und damit die Auslegung und Begrenzung dieses Verhältnisses durchaus als seine eigene, rein innerhalb der eigenen Geistessphäre zu erledigende Sache festlegt — gerade dann (diese Verknüpfung besteht in mehr als einem Sinne) wird der blödsinnige Gedanke nicht aufkommen können, daß er Hitler damit einen Gefallen tue und ein Bekenntnis zu ihm und den von ihm geschaffenen Kulturzuständen ablege. Wenn sich der Deutschschweizer bewußt wird, um es Nervösen ganz vorsichtig zu sagen, daß er von sich aus zu der deutschen Sprache, zu Goethe und Schiller in einem Verhältnis besonderer und einzigartiger Wesentlichkeit steht, so gewinnt er damit eine neue Freiheit, eine neue Wirksamkeit, eine neue Selbständigkeit und Selbstbestimmung, die auch den Rest bloßen Nachgeschleiftwerdens durch das nicht durchzuschneidende Tau der Sprachgemeinschaft in hundert Dingen beseitigt.

Aber die helvetische Gemeinkultur? Bleibt nicht das Ausweichen in sie hinein? Wir wollen hier nicht hundertmal Gesagtes wiederholen und umständlich darlegen, jede höhere kulturelle Zusammenfassung verlange, daß alle darin einbezogenen Faktoren zuvor tief und fest in sich selber wurzeln. (Wenn es sich um den Tessin handelt, geht dieser Beweisgrund ja auch sonst unwilligen Deutschschweizern leicht vom Munde.) Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß, damit die schweizerische zwischenvölkische Kulturgemeinschaft, auch soweit sinnvoll, schön und nötig, eine Tatsache wäre, noch verschiedene Voraussetzungen fehlen. Zweifellos ist der Gedanke sinnvoll, schön und nötig, daß in einem Staate Teile von drei großen Kulturnationen leben, die sich neben der Pflege der eigenen Kultur mit besonderer Liebe und Offenheit derjenigen der andern beiden beteiligten Kulturen widmen und daß so ein Punkt fruchtbaren geistigen Austausches und der Untermauerung allgemeiner politischer Annäherung geschaffen werde. Zweifellos ist zum Beispiel, daß in der deutschen Schweiz trotz gelegentlicher Kritiklosigkeit auch das positive und fruchtbare Verständnis für die Werte der französischen Kultur größer als irgendwo sonst im deutschen Sprachgebiet ist; und das ist sehr begrüßenswert. Die zeitgenössischen französischen Schriftsteller haben hier ihre meistens wohlverdiente mitlebende Gemeinde, wie kaum selbst in der französischen Provinz. Aber will jemand im Ernst behaupten, daß sich in der welschen Schweiz breitere Kreise ernstlich für die deutsche Kultur interessieren? Gewiß, es werden Konzerte mit deutscher Musik gegeben; — das geschieht in der ganzen Welt. Aber um nur ein Beispiel zu geben: man gehe einmal über die Saane und frage dort nach jemandem, der nur die Namen Carossa

und Wiechert kennt, zwei Verfasser von Prosa hohen Ranges, die allem politischen Tagesbetriebe meilenweit entfernt stehen und die in der deutschen Schweiz, besonders unter den Jungen, eine große und leidenschaftlich zugetane Anhängerschaft besitzen. Es wäre der blanke Zufall, wenn man auf solchen Jemand stieße. Oder besser, jener frage nur einmal nach, wer dort etwas vom „Grünen Heinrich" weiß, einem der drei oder vier größten Prosawerke der deutschen Sprache, das zum sachlichen und geistigen Grundbesitz des deutschen Bürgerhauses gehört.

Das zieht dem Ideal der vielsprachigen Schweiz nicht allzuviel ab; aber man behalte so viel kühlen Kopf, es deutlich weitgehend als Ideal zu bezeichnen. Und man breche keine Brücken hinter sich ab, ehe man sieht, ob man festes Land vor sich hat.

Konrad Meier.

Radio als Kunstform.

Als ich den Titel dieses Aufsatzes niederschrieb, gedachte ich ihn mit einem Punkt zu schließen. Doch unversehens stand auf dem Papier etwas anderes: ein Fragezeichen. Eine Fehlleistung? Sicher ist jedenfalls, daß für das Radio von heute, betrachten wir es als Ganzes, der Punkt mit gutem Gewissen nicht gesetzt werden darf. Haben wir doch ein Tagesprogramm, das schon an den Schweizersendern mindestens zehn Stunden ausmacht, das aber für die Besitzer eines nur einigermaßen modernen Apparates praktisch endlos ist. Zu jeder Tages- und Nachtzeit kann sich der Hörer an Musik und gesprochenem Wort heranholen, was er mag, wie aus dem Wasserkrahnen das Wasser. Kann ein derart monströses Ding, bei aller Anerkennung seines Wertes als technischer Leistung, als Kunstform betrachtet werden? Als Ganzes, ehrlich gesagt, nein.

Und dennoch existiert eine solche Kunstform des Radio, nur daß sie überwuchert wird von der amorphen Masse des Betriebes. Wir finden sie, wenn wir uns an die Grundtatsachen halten. Einziges Apperzeptionsmittel des Radio ist das Ohr; von allen möglichen Sinneseindrücken kommt nur der akustische in Betracht, und Visuelles läßt sich auf keine Weise vermitteln; wenn gleichwohl bisweilen versucht wird, Gesichtseindrücke in akustische Form umzugießen, wie es in Reportagen wohl geschieht, so ist das, wie wenn der Blinde von der Farbe spricht. Wie sehr die Sendeleitungen diesen Mangel empfinden, lehrt ein Blick in eine der gängigen Programmzeitschriften, die eher illustrierten als Radioblättern gleichen, ohne doch ihren Lesern (die, das sei beiläufig bemerkt, nur einen Bruchteil der Gesamthörerschaft bilden) damit mehr als ein kümmerliches Surrogat zu bieten. Gleichwohl kann die Reportage als Kunstform gewertet werden; wenn sie sich nämlich darauf beschränkt, Bewegungsabläufe darzustellen (z. B. Sportkämpfe) oder Gehörseindrücke komplizierter Art zu analysieren (Betrieb in einer Maschinenfabrik).

Reiner tritt die Kunstform im Hörspiel zu Tage. Von den drei deutschschweizerischen Studios, die sich um die Reportageform gleichermaßen bemühen, widmet sich das von Basel mit besonderer Hingabe dem Hörspiel. Natürlich ist dabei nicht an die große Mehrzahl der in den Programmen als Hörspiele bezeichneten Stücke zu denken, die in Wirklichkeit nichts weiter sind als Bühnenstücke, bei denen man schlecht und recht die visuelle Komponente durch akustisch Faßbares ersetzt (Auftritte, Abgänge und dergl.). Die Grenzen dieses Verfahrens sind leicht zu erkennen: man kann gerade noch ein Szenenbild andeuten durch eine Art von gesprochener Regiebemerkung, nicht aber das Äußere einer Person charakterisieren und noch weniger ihr Spiel, ihre Gestik sinnfällig machen. Die Sprache hat ja für das Bühnenstück nicht umsonst das Wort „Schauspiel" geprägt; sie bezeichnet damit die Schau, das Visuelle, als das tragende Moment; daraus folgt, daß ein Stück, das als Hörspiel künstlerisch gewertet sein will, von vornherein auf gehörsmäßig

Erfaßbares angelegt sein muß. Das will aber nicht sagen, daß dem Hörspiel nur das Wort als Ausdrucksmittel zu Gebote steht (oder, in der Radiooper, die Zweiheit Wort und musikalischer Ton), sondern es existiert noch ein dritter Faktor, die sog. Geräuschkulisse; dieser Name hat sich in der Fachsprache eingebürgert und soll deshalb auch hier beibehalten werden, obwohl er die Vorstellung von etwas Nebensächlichem erweckt und infolgedessen eher irreleitet als fördert. Denn die Geräuschkulisse ist durchaus keine Nebensache, sondern dem Wort ebenbürtig; es ist beispielsweise sehr wohl möglich, daß im Verlauf einer Hörspielhandlung die Geräuschkulisse die Führung im entscheidenden Moment übernimmt — man denke nur an Einsturzkatastrophen oder ähnliche Ereignisse elementarer Art, bei denen der Gehörseindruck, ist er nur bildhaft genug, ohne weiteres zum Symbol wird, was selbstverständlich mit der oben berührten Ersatzfunktion nicht das mindeste zu tun hat. Ähnliches fand man im Stummfilm, der ebenso auf das Visuelle als Ausdrucksmittel beschränkt war wie das Hörspiel auf das Akustische, und der aus dieser Beschränkung eine Kraftquelle allerstärkster Art gemacht hat; man erinnert sich jenes Russenfilms, der das Erzittern eines Kronleuchters zum Symbol einer Kanonade erhob: unwillkürlich hielt da Jeder im Zuschauerraum den Atem an. Die heillose Zwittergattung des Tonfilms hat die sauberen, kaum erst gewonnenen Abgrenzungen der Filmästhetik zu Schanden gemacht — möchte das Hörspiel von einem ähnlichen Schicksal verschont bleiben, das ihm von Seiten des eben im Aufkommen begriffenen Fernsehens beschieden sein könnte.

Räumlich und zeitlich ist das Hörspiel unbegrenzt. Es liegt in ihm geradezu ein Etwas, das auf Gegenüberstellen ursächlich weit entfernter Geschehnisse hindrängt und so den Zuhörer, dem dabei die Einordnung dieser Geschehnisse in den Ablauf des Ganzen zugeschoben wird, im Sinne einer aktiven Mitarbeit beeinflußt. So ergibt sich eine Phantastik, eine Art Irrealität im Realen, die dem Hörspiel und nur ihm eigentümlich ist, denn sie wird durch akustische Symbole erzielt und zwar durch deren Eigenschaft, anscheinend eindeutig zu sein, in Wirklichkeit aber, je nach dem Zusammenhang, überraschende Mehrdeutungen zuzulassen. Es ist verständlich, daß das aktive Hören eine geistige Konzentration voraussetzt, für die beim Publikum des Radio im allgemeinen nicht viel Bereitschaft zu finden ist; daher die verhältnismäßig geringe Beliebtheit des kunstmäßigen Hörspiels in den breiteren Hörerschichten.

Vorhin wurde im Zusammenhang mit dem Hörspiel auch vom musikalischen Ton als Kunstformmittel gesprochen. Das führt zu einer Abart des Hörspiels, der Radiooper. Auch hier haben wir für unsere Betrachtung die einfache Übertragung der Bühnenoper auszuscheiden, da diese ebensosehr Augen- wie Ohrenkunst ist und darum bei der Übertragung einen wesentlichen Teil ihrer Kräfte entweder ganz einbüßt oder durch Surrogate wie gesprochene Kommentare usw. ersetzt. Immerhin ist hier in gewissem Grade eine Zwischenlösung durch verbindenden Text möglich, die in die Nähe der „dramatischen Kantate" (Berlioz) und des Oratoriums führt. Die Grenzen sind hier fließend, wie überhaupt die Oper als Mischgattung keine ästhetisch einwandfreie Klassifizierung zuläßt. Man sollte für die Radiooper, die ja nach dem oben Gesagten als Kunstform von vornherein auf Visuelles verzichten muß, vielleicht auch besser den Begriff der dramatischen Kantate oder einfacher noch den des musikalischen Hörspiels einführen. Wenn wir diesen letzteren einsetzen, so ist eigentlich schon über das Wesen der Radiooper das Entscheidende ausgesagt: sie ist ein Hörspiel, bei dem zu Lasten der anderen zwei Komponenten die musikalisch bestimmte, die tönend bewegte Form in den Vordergrund tritt. Auch hier sind aber die Grenzen nicht eindeutig zu bestimmen, weil sowohl das Geräusch sich der Musik annähern (durch Rhythmisierung) als auch das Umgekehrte der Fall sein kann (Instrumente unbestimmter Tonhöhe, amelodische Musik).

Hans Deneke.